

Botschaft eines Dichters

Otto Heuschele zum 60. Geburtstag

Von Emil Wezel

Es gibt Dichter, die als Lyriker, als Erzähler, als Dramatiker gelten. Ihre eigentliche Leistung hat sich unter einem dieser Begriffe dem Zeitbewußtsein eingepreßt. Das reiche dichterische und kritische Schaffen von Otto Heuschele läßt eine vereinfachende Rubrizierung dieser Art nicht zu. Ebensowenig wird ihm gerecht, wer sein Werk nur im schwäbischen Heimatraum oder nur in der Welt des europäischen Geistes angesiedelt sieht. Desgleichen verkennt ihn, wer den Bewahrer der Tradition nicht auch im Ruf an das Gewissen der Zeit vernimmt. Nach allen diesen Richtungen erstrecken sich die Wege seines Wollens und Wirkens; sie alle haben jeweils sehr entschieden, doch ebenso vielgestaltig am Bilde dieses – nun sechzigjährigen – Dichters teil.

Der Leser, der dieses oder jenes Buch von ihm kennt, fühlt sich daher eigentümlich überrascht, wenn er Äußerungen aus früheren oder späteren Schaffensjahren begegnet. Freilich bleibt Heuschele stets seiner Natur, dem Gesetz seines Wesens treu. Er überschreitet nie die selbstgesetzten, selbstbejahten Grenzen: jene Begrenzung, welche die Form, seine Form ihm abverlangt. Darum bejaht er nicht das Experiment. Er liebt nicht, was ohne Bindung, ohne Halt, ohne Grund ist, was sich ungesichert dem Nichts offenhält. Er sucht nicht das Grelle, die kräftigen Kontraste. Das mag erklären, warum er nie die Bühne des Dramas betreten, doch auch nie dem Theatralischen gehuldigt hat.

Mannigfache Früchte reifen ihm in Erzählung und Gedicht. Auch zwei Romane liegen vor. Auf diesem Felde entfaltet sich seine Natur in die Breite, in die Tiefe, wandelt sich und wächst, ohne sich zu entwachsen. Die erstaunliche Vielgestaltigkeit seines Schaffens wird jedoch erst in jener Literaturgattung sichtbar, die seinem Wesen besonders gemäß ist: im Essay, überhaupt in der darstellenden Prosa. Betrachtungen und Deutungen, Briefe, Reden und Gespräche, Sprüche und Aphorismen, Aufzeichnungen und Skizzen, Biographien als Dank und Gedächtnis neben den Einleitungen zu zahlreichen Anthologien – alle diese Titel und Untertitel von Einzelwerken und Sammlungen bezeugen seine nie ermüdende Beschäftigung mit Fragen des geistigen Lebens, seine Auseinandersetzung mit zeitlosen Werten und Werken wie mit

einzelnen Gestalten und Bewegungen. Diese Arbeit, die dem Ewig-Gültigen, nicht dem Zeitgebundenen, dem Grundsätzlichen, nicht dem Beiläufigen, dem Wesentlichen (und zugleich Einfachen), nicht dem Problematischen zugewandt ist – diese verantwortungsbewußte Verehrung des Großen, Schönen, Reinen wird ausgelöst und bestimmt durch Goethes „Forderung des Tages“. Sie entspringt dem Willen, der Zeit zu dienen.

Eben diese Absicht, die sich bereits frühe, noch ganz in der Form persönlicher Empfindung und Stimmung äußert, läßt verstehen, warum Heuscheles Schaffensweg mit betrachtender Prosa beginnt. Sie, die teilnehmend beim Gegenstand verweilt, ermöglicht dem Dichter, das unmittelbare Verhältnis, das er zur Literatur, zur Kunst, zur abendländischen Überlieferung gewonnen hat, eindringlich zu erhellen: als etwas darzustellen, in das nicht nur die leisesten Schwingungen des eigenen Erlebens eingegangen sind, sondern das auch seinerseits dem Leben Beseeltheit, Sinn und Wert, ein tieferes Wissen um seine Bestimmung gibt. Solche Besinnung, welche die beharrende Ruhe der Prosa bewahrt, führt zu klarer Einsicht, was erst nur Zustimmung des verehrenden Gefühls war. Sie folgt, im gelassenen Gleichmaß dieser Sprache, jedoch nicht nur den Beziehungen ins eigene Innere, sondern gibt auch das Eigenleben und den Eigenwert des betrachteten Gegenstands rein und unentstellt zu erkennen. Diese kontemplative Prosa, die den vielgestaltigen und vieldeutigen Äußerungen des Geistes empfangend gegenübersteht, macht daher ansichtig, was an ihnen wesenhaft, und vergegenwärtigt, was an ihnen zeitlos ist. Wenn Heuschele außerdem die Frage erhebt, was jenes Unvergängliche, Schöne, Wahre nicht allein für ihn, sondern für die Zeit, in der wir leben, bedeute, so wird diese Prosa auch zu einem Mittel des Bekennens, durch das er bekräftigt, wie jene Werte befruchtend, reinigend, läuternd in das Dasein des einzelnen wie der Gemeinschaft einstrahlen und in allen, die für sie empfänglich sind, zu ungezählten Möglichkeiten neuen Erlebens werden. Dergestalt erfüllt der Dichter seinen verpflichtenden Auftrag: er wird zum Mittler zwischen dem Zeitlosen und der Zeit. Er kündigt von dem Licht, das „über der Finsternis steht“, von der heilenden Kraft, durch die es Unheil und Dunkel bezwingt.

Die abendländische Erneuerung, die zum eigentlichen, nie erschöpften Thema Heuscheles wird, bedarf also der strengen, immer neu sich prüfenden Orientierung an den großen Vorbildern, an jenen Werten, die im Metaphysischen gründen. Denn in jeder schöpferischen Bekundung des Geistes wird eine Offenbarung des Göttlichen, einer ewigen Ordnung, eines höheren Reichs des Sinnes erkannt, die aus den Bedrängungen und Zerstreuungen des Zufälligen heraushebt und eine neue Einheit und Ordnung des Lebens stiftet. Dichtertum wird selbstlose Hingabe: ein ganz zur Pflicht und Sache gewandtes Dienen, das durch die Einverwandlung des Ewigen ins Zeitliche sich vor dem fordernden Augenblick bewährt. Das Priesterliche, das dadurch der Dichter, sein Amt und Auftrag gewinnt, äußert sich – fast programmatisch kühn – schon im Titel der ersten Essays „Aus dem Tempel der Dichtung“ (1920).

Das ausgeprägte Bewußtsein von der priesterlichen Berufung des Dichters zeigt Heuschele denn auch frühe im Einklang mit der symbolistischen Kunstbewegung, deren deutschen Meister er in Stefan George verehrt. Sehr nachhaltig ist der Einfluß von Hugo von Hofmannsthal, dem Freund vieler Jahre. Aus artverwandtem Geist erhellen die Betrachtungen „Fest und Festkunst“ (1923) am Beispiel des Tanzes und des Theaters, wie „eine neue Kultur des Ausdrucks, des Wesenhaften, der geistigen Not“ durch eine ihr gemäße Kultstätte die schmerzende Vereinzelung des modernen Menschen überwinden könne. In anderer, betont persönlicher Form bekennen sich die „Briefe aus Einsamkeiten“ (1924) zu den „Kündern einer neuen Kunst und Kultur“. Zugleich bezeugen sie die wachsende Verehrung für Hölderlin, der zum tiefgründigsten Erlebnis, darum zum Urbild des Dichterischen überhaupt wird. Auch Parzival, Simplizissimus, Faust, Zarathustra – sie alle gewinnen in dieser „Sprache der Stille“ (wie Stefan Zweig sie nennt) das Erregende echter Begegnung.

Dichtung ist somit Dienst am Leben. Er gilt dessen Wachstum und Wandlung zum Wesenhaften. Gleich unmittelbar in das Innerliche einbezogen, vertieft und verwandelt wird es jedoch auch in einem viel engeren Kreis. Er umschließt das Nahe: die Heimat, die vertraute Landschaft, die Natur, die er als mütterlichen Lebensgrund erfährt, alles, was Erinnerung an Kindheit und Jugend bewahrt hat. Heuschele, der am 8. Mai 1900 in Schramberg als Sohn eines Gärtners geboren wurde und seit dem zweiten Lebensjahr in Waiblingen wohnt, hat seine Herkunft, das schwäbische Element seines Wesens, nie verleugnet. Bauern unter den Vorfahren des Vaters, Ärzte und Offiziere

unter denen der Mutter weisen außerdem auf die verschiedenartigen Lebensformen, die in diesem Erbe angelegt sind. Und schließlich mag die Tatsache, daß seine Wiege an der Wende zweier Jahrhunderte stand, ihrerseits erklären, warum der Blick auf das Vergangene und in die Zukunft ihm gleichermaßen Dank und Verpflichtung bedeutet.

Die Mannigfaltigkeit der inneren Antriebe, die sich in Abwehr und Zustimmung, in Distanz oder liebender Hingabe äußern, bestimmt so auch das Erleben der Heimat. Auch diesen persönlichen Umkreis befragt Heuschele nach Bestand und Dauer im Gleiten der Zeit, im Wechsel der Stimmungen und Empfindungen, die den Erlebenden durchströmen. Und auch dieses Nahe gibt Zugang zur Tiefe hinter den vergänglichen Dingen. Die Aufzeichnungen „Im Wandel der Landschaft“ (1926) berichten deshalb nicht nur vom Erwandern der Wiesen und Wälder, der Berge und Täler im wechselvollen Lauf des Jahres. Sie machen vielmehr auch das Bleibende, Wesenhafte ansichtig, das die eigene Seele in der – sie durchdringenden – „Seele der Landschaft“ wiedererkennt. In beiden ist Klarheit, Maß, Ausgeglichenheit, das Klassische der begrenzten, in sich ruhenden Form. Keinem eignet „das Wilde und Heftige, das Gewaltige und Aufdringliche, das wir anderorts gewahren“.

Jede Nähe und Ferne wird jedoch erst durch die Sprache zu einem in sich ruhenden Sein eigenen Werts. Sie, die den Augenblick, den flüchtigen Zeitlauf an die Gestalt des Wortes und damit an die Präzision eines Endgültigen bindet, wird nun, noch behutsamer als im Frühwerk, auf ihre formende Kraft erneut befragt. Denn Heuschele weiß, daß „Würde und Maß des Dichtertums immer gemessen werden an der Sprache, die der Dichter schreibt“. Der in der Sprache begründete Anspruch der Dichtung auf Gültigkeit und Dauer erhält deshalb für ihn die Verbindlichkeit einer existentiellen Frage, an der er Sinn und Ziel des künstlerischen Schaffens überhaupt zu klären sucht. Die gesammelten Reden und Aufsätze „Geist und Gestalt“ (1927), „Dichtung und Leben“ (1930), „Geist und Nation“ (1940), „Betrachtungen und Deutungen“ (1948) umkreisen alle dieses Grundthema. In dem Maße aber, in dem sie die Würde der Sprache in der Würde des Menschen begründen und, im Sinne Hofmannsthals, ihren Wert für das geistige Antlitz der Nation erhellen, rechtfertigen sie auch die eigene Leistung, die Notwendigkeit des eigenen einsamen Weges, den der Dichter beschreitet. Die betrachtende Prosa, dieses Heuscheles zueigenst und ständig zugehörige Element, gibt so in vielerlei Gestalt, im knappen Aphorismus wie im großgeschauten

Lebensbild, insbesondere in den zuletzt (1958) vorgelegten Essays Aufschluß über „Weg und Ziel“ des eigenen, ja jedes entschlossenen Bemühens um eine Kunst, in der das Göttliche dem Menschlichen begegnet.

Roman, Erzählung und Lyrik werden zum Schauplatz derselben Auseinandersetzung des Menschen mit Zeit und Ewigkeit. Auch sie befragen die unaufhörlich flutende und wechselnde Bewegung des Lebens nach einem tragenden, zeitlosen Grund. Bereits die Biographien – gleichviel, ob sie Gestalten wie Maurice de Guérin, Karoline von Günderode oder die Herzogin Anna Amalia, die Begründerin des weimarischen Musenhofes, im dichterisch verinnerten Bild festhalten: sie alle machen das Ungemessene eines Tiefenraums sichtbar, in dem allein die Kraft des Persönlichen wirksam ist, sich eine innere Wirklichkeit schafft. Sie, diese Tiefe, nicht die Dinglichkeit der äußeren Welt erregt und bewegt ebenso den Gang der zahlreichen Erzählungen. Nicht das Aktuelle, das den Augenblick in Spannung hält, bringt die Handlung ins Spiel. Das alles ins Seelenhafte verwandelnde Sehen und Erleben des Dichters entgrenzt vielmehr das Vordergründige in jenen Innenraum, in dem der Mensch auf sich selbst gestellt, dennoch mit allem Menschlichen verwoben ist.

„Unser Auge ist merkwürdig blind für das Außerordentliche, das sich in der Stille darbietet.“ Heuscheles Dichtung entfaltet sich von Anfang an in diesem Raum, der das Ungewöhnliche nach außen, vor der grellen Tageshülle abschirmt. Bereits in den ersten Erzählungen lauscht die Einsamkeit, die Stille dem geheimnisvollen Walten der Natur, ihrem Wachsen, Blühen, Reifen. Auch der Schmerz des Todes wird dunkel, doch nur von fernher vernommen. Denn die „Märchen“ (1928) sehen „dieses Leben nur in einem Spiegel, aber wie weit war das Leben hinter dem Spiegel verborgen“. Aus der Traumsehnsucht nach Licht und Schönheit führt die Liebe, jenseits des Kinderlandes, in die härtere Not der bedrängenden Sinne. Eine müde Ängstlichkeit befällt die Seele beim Ausschreiten dieser Erfahrungen in dem Roman „Der Weg wider den Tod“ (1929). Das Schicksal wird auch hier bestimmt durch eine tief im Innern des Menschen begründete Notwendigkeit. Denn der Liebende verliert die Geliebte durch dasselbe Gesetz, durch das er sie gefunden hat, so erkennend, „daß es eine gewaltigere Macht gibt, Menschen zu vereinen oder zu trennen, als jene von Menschen erdachte“. In das impressionistisch spürsame, seelenhafte Leben der frühen Epik dringt das Licht der äußeren Welt nur durch getönte Fenster ein.

Aus härterem Stoff ist das spätere Erzählwerk. Heuschele, der als Soldat noch das Ende des ersten Weltkriegs, als Student und bald als freier Schriftsteller die Not der Nachkriegsjahre erfahren hat, schließt die selbstgenugsame Innerlichkeit seines Erlebens den Erschütterungen eines ihn bedrängenden, weil noch unbezwungenen Daseins auf. Im Nachklang vergangenen und im Vorspüren kommenden Schicksals wird die Realität des Irdischen nicht mehr übersprungen. Vor seinem Blick erscheint daher das Bild eines neuen Menschen, das er – wie die ganze deutsche Dichtung jener Zeit – vorgreifend zu gestalten sucht. Wegweisend wird die Erzählung „Das Opfer“ (1932). Sie berichtet von einem Achtzehnjährigen, der im Feuer der Front um eine Sinngebung des Sinnlosen ringt. Er fällt. Doch eben in seinem Untergang leuchtet die ewige Gültigkeit eines Größeren auf. Für ihn – der jener Jugend zugehört, die Hölderlin für sich entdeckt hat – ist das Opfer des Lebens kein Erlöschen, der Tod kein Ende, sondern Verwandlung in ein anderes Sein, in ein anderes Leben.

Dergestalt erfährt der Mensch auch im Erleiden des Vergänglichen noch einen absoluten Grund, der ihm die Gewißheit, gehalten zu sein, zurückgibt und ihn gegen jede Lebensauflösung hütend umschließt. Fraglos bejaht wird also auch in den späteren Erzählungen der Vorrang des Geistes, eine gläubige Innerlichkeit. Heuscheles Gestalten sind darum nicht Nachbild, sondern Vorbild der äußeren Wirklichkeit. Er hat die steigende oder fallende Linie ihres Schicksals nicht von außen, sondern von innen her entworfen. Auch die Erzählungen „Scharnhorsts letzte Fahrt“ und „Das Feuer in der Nacht“ (beide 1937) berichten von einem Soldatentum, in dem ein hohes Menschentum sich vor der Welt erprobt. Ein aristokratisches Bewußtsein als Verpflichtung zum Geist verbindet überhaupt den großen Soldaten und Politiker mit dem Dichter – eine Einsicht, die Heuschele in der frühen Begegnung mit dem Jahrhundert der deutschen Klassik, vorab mit Clausewitz, bestätigt findet. Wo aber das Innere unbesiegbar bleibt, verstummen Klage und Anklage, selbst in dem Roman „Die Sturmgeborenen“ (1938), der das harte Geschick der im Krieg geborenen Generation an der Entwicklung zweier Knaben darstellt. Die eigene Bestimmung zu erfüllen erfordert zwar Entsagung und Verzicht, aber Leid und Opfer adeln, gleich der Liebe den Menschen. Zu einem gültigen Sinnbild dieses Glaubens wird ebenso die Gestalt einer Frau, die in der Novelle „Leonore“ (1939) dem Vermächtnis des gefallenen Geliebten folgt. Gemeinschaft zwischen den Menschen gibt es deshalb

nur, wenn sie, gerade in Stunden großer Erschütterung, aus der Kraft der schenkenden Liebe hervorgeht. Diese Liebe strahlt in die schlichte Täglichkeit des Daseins. Sie wird zu einer starken, immerwährenden Hilfe. Und wo sie waltet, ist – wie in den Geschehnissen der Erzählungen „Musik durchbricht die Nacht“ (1956) – noch Raum für die Freiheit eines mitten im Verhängnis rein menschlichen Tuns. Dieser Liebesanspruch, dieses Liebesvermögen wird gleichfalls Stimme in den Gedichten, die in sechs schmalen Bänden vorliegen. Auch sie, reimlose Verse in freien Rhythmen, breiten „Licht übers Land“ (1931): den Widerschein jenes ewigen Lichts, das wir in vielerlei Brechungen als „Gaben der Gnade“ (1954) empfangen.

Die Erneuerung der abendländischen Welt aus dem

Geiste, die Heuscheles eigentlichstes Anliegen ist, rechtfertigt so seine Überzeugung von der Botschaft des Dichters in unserer Zeit. Sein bislang letztes Buch, die Geschichte seiner Jugend, wird in der Rückschau auf den eigenen Weg, den er einsam, ohne Bedacht auf aktuelle Rezepte und Moden, doch im Bewußtsein einer Sendung beschritten hat, darum gleichfalls zu einem Dank an die „Gaben des Lebens“ (1957), die ihm aus der Ehrfurcht vor dem Göttlichen und aus der Liebe zum ureigen Menschlichen zugereift sind. Im Bekenntnis zu diesem Werk sei unser Gruß und Dank zu seinem Geburtstag beschlossen. Denn „es ziemt uns kaum, die geistige Gestalt eines schöpferischen Menschen woanders suchen zu wollen als in seinem Werk, in das er alle seine geistige Kraft einströmen ließ“.

Weltlied

Die Erde bebt in jeder Nacht
Für den, der wacht.
Stimmen gehn durchs All
Für den, der lauscht.
Wir hören Botschaft:
Sternenlied und Sonnensang
Flammenlied im Schoß der Erde.
Götter sind im Morgentau
Für den, der schaut.
Musen sind nicht tot
Für den, der liebt und glaubt.

Otto Heuschele

Landschaft

Berge still sich fügend,
Wälder schlummernd noch von Nacht.
Pappeln hochgereckte,
Eines Weihers Spiegel säumend,
Silberlächeln später Tage.
Wiesen blühend, Duft verbreitend.
So gebunden eins dem andern,
Wunderbar gebunden
Durch die Wege frommer Menschen,
Meiner Brüder, meiner Schwestern Wege,
Landschaft, bist du mir vertraut,
Aus vorgelebten Lebenstagen,
Nun in späten Jahren,
Meiner dunklen Stunden lichte Gabe.

Otto Heuschele